

# Graubündens Eigenart volkskundlich gesehen

Autor(en): **Weiss, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1959)**

Heft 5

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-397844>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

---

# BÜNDNER MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT  
FÜR BÜNDNERISCHE GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE  
HERAUSGEGEBEN VON DR. RUD. O. TÖNJACHEN

---

## Graubündens Eigenart volkskundlich gesehen\*

von Univ. Prof. Dr. Rich. Weiß, Zürich

Es geht mir und sicher auch Ihnen hier und jetzt nicht um schwindelerregende Perspektiven, nicht um subtiles Balancieren auf exponierten Gräten, wo man links nichts sieht und rechts auch nichts; vielmehr werden wir das Bergland in seinen Tälern, in seinen Niederungen, in seinen Tiefen aufsuchen. Der Blick wird auf die kurzweilige Fülle gerichtet sein und auf das alltäglich Wunderbare, welches in diesen Tälern verborgen ist.

So mögen Sie es mir, meiner Wissenschaft und auch dem Lokal zugute halten, wenn im Folgenden unter anderem von Beinwurst und Gerstensuppe die Rede ist, ohne daß ein einziges Mal die Zilliser Decke oder Peider Lansel oder der Bischof Tello erwähnt würde. Unsere bündnerischen Freunde und Gastgeber werden in der vornehm toleranten Art eines alten Gastlandes unsere einseitige Betrachtungsweise nicht mißverstehen. Sie wissen, wie uns das Herz warm wird, wenn wir aus der Schweiz heraufkommend den Rhein und die Grenze des alten Freistaates überschreiten, angesichts der Türme von Maienfeld, über denen sich die Türme des Falknis erheben, oder an der Tardisbrücke, wo die Wälle der Sternschanze Herzog Rohans noch immer von der letzten Szene eines politisch erschütternden und

---

\* Vortrag an der Jahresversammlung des Zürcher Hochschul-Vereins am 25. Oktober 1958 in Chur

menschlich tragischen Geschehens zeugen. Bei solchem Grenzübergang, bei solchen rites de passage, überwältigt uns das Bewußtsein von der Einmaligkeit und Unschätzbarkeit Rätians: Die einzigartige, dramatisch bewegte Geschichte des Freistaates; die ragenden Burgen als versteinerte Zeugen gestürzter Herrschaft; die strengen altersgrauen, zeitlosen Kirchen, welche das Fundament christlicher Kultur über Zeitalter und Weltmächte hinweg spürbar werden lassen; die in tiefen Krypten verborgenen oder an steile Berglehnen entrückten Werke hoher Kunst, die bodenständige Kultur schlicht-vornehmer Herrenhäuser in bäuerlichen Dörfern; die Blüten der Dichtung, die aus stadtfernen Tälern unliterarisch aufgewachsen sind und immer noch aufwachsen; die einmaligen persönlichen Leistungen in Politik, Wissenschaft und Technik, welche bedeutenden und berühmten Bündnern gelungen sind, auf dem harten und zerrissenen Boden der Heimat und dem oft noch härteren der Fremde – all das vergessen wir nicht, dürfen wir nicht vergessen, können es nicht vergessen.

Schon darum sind uns die Kultur- und Geistes-schätze Rätians gegenwärtig, weil sie nicht nur zu den reichsten, sondern auch zu den wissenschaftlich besterschlossenen gehören. Die mustergültigen Publikationen, die wir über verschiedene Bereiche bündnerischer Kultur besitzen, sind in dem Bergland nicht vom Himmel gefallen. Am Verständnis für wissenschaftliche Forschung, auch wo sie nicht der Wirtschaft und der Technik dient, und an der Bereitschaft des geldarmen Bergkantons zur finanziellen Unterstützung geistes- und kulturwissenschaftlicher Werke könnte sich mancher reichere Kanton ein Vorbild nehmen.

Ein paar Titel und Namen drängen sich auf: Die Bündner Bände der Kunstdenkmäler von Erwin Poeschel; sein Burgenbuch; das Rätische Namenbuch von Robert von Planta und Andrea Schorta; der Dicziunari rumantsch-grischun; Friedrich Pieths Bündner Geschichte, die Kulturgeschichte der Drei Bünde von Johann Andreas von Sprecher in der Neuausgabe von Rudolf Jenny. . . Es würde nicht schwer fallen, die Liste solcher Standardwerke, durch welche Kunst, Sprache und Geschichte Rätians in einzigartiger Weise erschlossen sind, fortzusetzen.

Obwohl die volkskundliche Erforschung Graubündens erst in neuester Zeit selbständig hervortritt, wäre es doch falsch, das von andern

Wissenschaften so begünstigte Land im volkskundlichen Bereich als eine terra incognita darzustellen. Daß man in den letzten Jahren mit neuzeitlichen Methoden die Sammlung und Erforschung des heimischen Erbgutes in Graubünden an die Hand genommen hat, sei mit drei Werken belegt, die um ihrer wissenschaftlichen Bedeutung willen auch außerhalb des Kantons Beachtung und Unterstützung verdienen: Zuerst die für die ganze Schweiz geplante Aufnahme der bäuerlichen *Haus- und Siedlungsformen*. Häuser sind ein sinnfälliges Merkmal der kulturellen Eigenart einer Landschaft. Ihre Bestandaufnahme verspricht in keinem Kanton der Schweiz eine so reiche Ernte wie in Graubünden. Darum ist es höchst erfreulich, daß Graubünden, neben Glarus, mit den Vorarbeiten zur Publikation an der Spitze steht, so daß, wie wir hoffen, dieser Teil des gesamtschweizerischen Bauernhauswerkes einen ähnlichen Rang einnehmen wird wie die bündnerischen Bände in den Kunstdenkmälern der Schweiz.

Ein zweites Beispiel sind die in den Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde erscheinenden *Rätoromanischen Volkslieder*, deren erste zwei Bände, die «Lieder der Consolaziun dell'olma devotiusa», seit 1945 vorliegen. Weitere Bände, welche den protestantischen Anteil am geistlichen Volkslied und das weltliche Volkslied betreffen, sind vorbereitet oder geplant.

Als drittes Beispiel sei eine in ihrer Intensität und Lebensnähe neuartige *Sagensammlung* genannt, welche auch gegenwärtige Berichte mit einbezieht und damit einen höchst realistischen Einblick in die unter der Oberfläche verborgenen Bereiche des volkstümlichen Weltbildes gibt. Der einsame und unermüdliche Sammler, Arnold Büchli, bewährt als Herausgeber einer älteren bündnerischen Sagensammlung, müht sich gegenwärtig um die Drucklegung seines Werkes, das nicht nur neuen Stoff, sondern auch neue Aspekte zur Kenntnis des reichen bündnerischen Sagenschatzes bringen könnte.

In der Tat würde es für ein volkskundliches Gesamtbild Graubündens nicht an Stoff und nicht an Vorarbeiten fehlen. Doch können und sollen wir hier keine Volkskunde Graubündens skizzieren, sondern durch einige Schlaglichter die *Eigenart* dieses Landes sichtbar machen.

Worin besteht die *Eigenart* eines Kulturraumes oder eines Volkscharakters? Wie läßt sie sich fassen? Läßt sie sich überhaupt fassen?

Wenn wir streng methodisch vorgehen wollten, würden wir über diese Frage nicht hinauskommen. Darum glaube ich, Ihnen und mir einen Dienst zu leisten, wenn ich auf eine methodologische Erörterung (die weder ein Hors-d'oeuvre zu einem Vortrag noch einen Dessert zu Beinwürsten abgibt) hier verzichte und die bündnerische Eigenart zunächst als etwas *Gegebenes* voraussetze. Wer hätte denn ein Interesse daran, die bündnerische Eigenart zu bestreiten? Sicher nicht wir gewöhnlichen Schweizer und besonders nicht wir Zürcher, die wir Graubünden gerade um seiner Eigenart und Andersartigkeit willen schätzen. Daß Bündner andere, «eigene» Leute sind, hört man bei uns immer wieder sagen, etwa wenn Bündner Truppen auf der Zürcher Landschaft einquartiert sind. Es ist in der Tat, wie wenn man es mit einer Art Ausländer, aber eben mit sympathischen und vertrauten Ausländern zu tun hätte. Ganz entsprechend sagte ja der Bündner alten Schlages, er gehe «in d'Schwyz», wenn er sich etwa nach Ragaz oder Sargans oder gar nach Zürich begab.

Eher als die Unterländer würden sich vielleicht die Bündner selber gegen die Statuierung einer bündnerischen Eigenart wehren; denn wie sollte sich ein Engadiner, ein stolzer und kultivierter Engadiner, etwa mit einem Prätigauer in einen Topf werfen lassen, und der ebenso selbstbewußte Prätigauer würde sich schön bedanken, wenn man ihn mit den Oberländern unter einen Hut bringen wollte. Ich weiß wohl, warum mich meine bündnerischen Freunde nicht um meine Aufgabe beneiden. Sie überlassen dieses Thema lieber einem Auswärtigen.

Zur Beschwichtigung solcher Bedenken dem Thema gegenüber möchte ich grundsätzlich vorausschicken, daß ich keine Einheitsformel für bündnerische Eigenart anstrebe, kein zentralistisches Rezept zur Gleichschaltung des Landes der 150 Täler. Man befürchte also keif-Eintopfgericht und auch keine rätische Beinwurst, in der alle Kops, und Rippenstücke und Extremitäten des bündnerischen Körper passend zerkleinert, in einen Darm zusammengepackt würden. . . .

Und doch (ohne daß ich hier einen unbewußt fatalen Symbolismus vermuten möchte): Gerade diese Beinwurst, zu der unsere in die Tiefe gehenden Betrachtungen notwendigerweise immer wieder absinken, ist vielleicht einer der wenigen Gegenstände, auf den alle Bündner sich ohne Schwierigkeit als auf ein Symbol ihrer Gemeinsamkeit

einigen könnten. Heraldisch hat sich der Ausdruck der modernen kantonalen Einheit bekanntlich nur bis zur mehr oder weniger gezwungenen Summierung der einzelnen Wappen der drei Bünde durchringen können. Befürchten Sie nicht, daß ich die Beinwurst als Wappentier eines unifizierten Dreibündenstaates vorschlagen möchte. Aber es ist auch im Fall von Graubünden so, daß die Bündner ihre verbindende Eigenart erst im Ausland und in der Zerstreung erkennen und anerkennen, und daß sie sich dann zu dem bekannten Ritus des Beinwurstessens vereinigen. Es ist eine Merkwürdigkeit volkstümlicher Lokalcharakteristik, daß mit Vorliebe Speisen, also Dinge, die man sich einverleibt und die man folglich intus hat, zur Kennmarke einer Gegend oder einer Volksart werden. Wie man ißt, so ist man. Solche Konkretisierung der Eigenart durch einen oft willkürlich gewählten Gegenstand, setzt immerhin von innen die Anerkennung einer gemeinsamen Art voraus und somit auch ein Einheitsbewußtsein, ein Zusammengehörigkeitsgefühl. Oft kam der Anstoß zum Selbstbewußtsein der Eigenart von außen, und auch das Merkmal wurde von außen zugewiesen. Als «Graubündner» oder «Grischun» wird heute jeder Bündner, früher nur der des Grauen Bundes, der *ligia grischa*, bezeichnet, und zwar – was Iso Müller erneut bestätigt hat – ganz einfach wegen des steingrauen Gewandes aus naturfarbenem Schafwollstoff, welcher heute noch für Jägerkleider beliebt ist. Um dieses naturgraue Gewandes willen wurden zum Beispiel die Bündner Bergführer, wie Christian Klucker in seinen Erinnerungen erzählt, von den dunkelgekleideten Berner Oberländer Führern spöttisch zur Rede gestellt. Man erkannte und benannte also den Bündner in neuer Zeit und vor Jahrhunderten nach dem grauen Tuch. Damit bekam wiederum eine schlichte, zufällig herausgegriffene Sache die Bewertung eines Merkmals, ja eines Symbols bündnerischer Eigenart.

Objektiv gesehen sind natürlich weder die Beinwurst noch das graue Tuch ausschließlich bündnerisch in dem Sinn, daß sie *nur* in Graubünden vorkämen. Ebenso wenig sind sie gesamtbündnerisch in dem Sinn, daß sie für *alle* Teile Graubündens oder gar für alle Bündner verbindlich wären. Solche für ganz Graubünden allgemeingültige und allgemeinverbindliche Dinge gibt es überhaupt nicht – außer dem Steuerzettel und andern reglementierten und organisierten Segnungen der staatlichen Sphäre.

Wir dürfen also die Eigenart eines Kulturraumes und seiner Bewohner niemals in der unifizierten Gleichartigkeit der Kulturobjekte suchen. Bestimmend ist und bleibt vielmehr Gottfried Kellers Formel von der «Einheit in der Mannigfaltigkeit». *Dabei ist die Einheit keine aufgezwungene Vereinheitlichung, sondern eine ideale Einheit die, trotz und wegen der Mannigfaltigkeit, erwachsen ist aus der geschichtlichen Schicksalsgemeinschaft.*

Mit Recht gehen wir also auf unserer Suche nach der Eigenart zuerst auf die *konkrete Vielfalt* aus, welche auf eine *ideale Einheit* und ihre staatliche Form bezogen ist. Jeder Gegenstand in Graubünden kann durch die wunderbare Tatsache, daß er in Graubünden ist, vom Zauber des Berglandes geprägt werden und dadurch etwas Bündnerisches bekommen. Wie das geschieht und welcher Art dieses Bündnerische ist, das soll bei dem folgenden Streifzug durch die bündnerische Mannigfaltigkeit der rote Faden sein.

Da wir schon bei den Speisen- und den Magenfragen sind, mag man einen Blick auf die entsprechenden Karten des «Atlas der schweizerischen Volkskunde» gestatten, etwa auf die, welche die Hausmetzgerei und die Würste betrifft. Da zeigt sich zunächst, daß Graubünden ein wahres Wurstartparadies ist. In keinem andern Kanton werden so viele Wurstarten im ganzen hergestellt, und in keinem so viele Wurstarten nebeneinander am gleichen Ort. Bei näherem Zusehen läßt sich auch der Grund erkennen. Süden und Norden treffen sich im alten inneralpinen Bollwerk. In Graubünden kommen zu einem guten Teil auch die bäuerlichen Wurstarten des nördlich benachbarten schweizerischen «Unterlandes» vor; auf der andern Seite aber steht der «kulinarische Kulturraum» Graubündens (man verzeihe den Ausdruck) unter dem Einfluß des südalpinen italienischen Gebietes: Nicht nur ist der exterritoriale Veltlinerwein ein bündnerischer Wein geblieben, sondern es sind zum Beispiel auch die italienische Coppa und Mortadella in der bündnerischen Hausmetzgerei heimisch geworden; in denselben Herkunftsbereich gehört die Beinwurst. Mit dem Wort «Salsiz» (aus italienisch «salsiccia») bezeichnen auch die Deutschbündner jene Qualitätswurst, die nach ihrer allgemeinen Zubereitungsart dem italienischen Salamityp entspricht, aber in ihrer speziellen Machart und in ihrer Form etwas Bündnerisches angenommen hat, so daß der Salsiz als Exportartikel geradezu den Charakter einer sogenannten «Bündnerspezialität» bekommt. Das darf nicht im Sinn

des Nur-Bündnerischen verstanden werden. Ebenso wenig ist das «Bündnerfleisch» etwas speziell «Bündnerisches». Es hat erst bei den Unterländern diesen volksetymologischen Namen bekommen, während es in Graubünden nach dem «Binde» genannten Fleischstück «Bindenfleisch» heißt. Objektiv gesehen gibt es dieses luftgetrocknete Fleisch keineswegs nur in Graubünden, sondern im ganzen inneralpinen Gebiet, soweit die beiden Gebirgsketten infolge der Regenab-schattung geringe Niederschläge und der Höhe wegen keimarme Luft bedingen; bei den Wallisern ist die Luftkonservierung des Fleisches (verbunden mit der gewohnheitsmäßigen Abneigung gegen geräuchertes Fleisch) ausgeprägter als bei den Bündnern. Mit dieser Erwähnung einer Bündner-Walliser Gemeinsamkeit berühren wir den ganzen Komplex der sogenannten Bündner-Walliserbetriebe, jenes selbstversorgenden Mehrzweckbauerntums, in dem neben Viehzucht auch ein alpiner Ackerbau sich gehalten hat mit der in Graubünden noch immer angepflanzten altalpinen Brotfrucht, der Gerste: «gerstens Brot» ist da und dort noch in Erinnerung. Gerstensuppe hat sich im alltäglichen Speisezettel gehalten als die solide Grundlage der im Erztopf stundenlang gesottenen Fleischstücke mit mancherlei Zutaten. Diese bäuerliche, rachenkratzende Gerstensuppe gehört, in zivilisierter Form, unbedingt zu unserer Beinwurst, und sie hat ihren Weg ins internationale Hotelmenu gemacht, wo sie als «potage grison» bekannt ist. Auch mit dieser Gerstensuppe wird den Bündnern wieder etwas zugeschrieben, das nicht nur ihnen eigen ist; aber die Bündner hatten die kulturelle Prägekraft und die weltweiten Beziehungen, um dieser altalpinen Bauernspeise den Weg in die Welt zu öffnen. Man muß daran denken, daß die Engadiner des 16. Jahrhunderts, die in einem damals so abgeschiedenen Hochtal von Gerstenbrot und Ziger kümmerlich lebten, in der Weltstadt Venedig das eben erst bekannt gewordene Gift des Kaffees der neuerungssüchtigen Welt vermittelten und daß die Kunst der raffinierten und privilegierten Kuchenbäcker nicht ohne Rückwirkung auf das heimische Alpental bleiben konnte. Und doch sind – merkwürdigerweise – die Zurückgebliebenen der bäuerlichen Einfachheit nie ganz entfremdet worden. Die «fuatschas grassas» sind ein Zeugnis davon: einfach und fett, mit viel reiner Butter, und doch in ihrer unnachahmlichen mürben Zartheit eine geheimnisvolle, gepflegte Backkunst verlangend.



Es mag uns vorläufig genügen, in den erfreulichen Niederungen der Speisekarte festgestellt zu haben, daß das Bergland nach allen Seiten offen ist, daß *Eigenart nicht Eigenheit und Eigensinn* bedeutet, daß vielmehr die Eigenart des alpinen Gastlandes geradezu darin besteht, *Fremdes zu Eigenem werden zu lassen und Eigenes an Fremde weiterzugeben*.

Eine Variation zu diesem Thema legt uns auf neuer Ebene die bündnerische *Hauslandschaft* nahe. Ich muß der Versuchung widerstehen, an den von Tal zu Tal wechselnden Hausformen Ihnen das Kaleidoskop der bündnerischen Vielgestaltigkeit nahebringen zu wollen. Hoffentlich werden wir es bald in den Bauernhausbänden wissenschaftlich geklärt vor uns haben, von den granitgefügtten Dörrhäuschen im Kastanienwald von Castasegna bis zu den in Rundholz gezimmerten Alphütten an der oberen Grenze der Prätigauer Tannenzwälder, von den ragenden Kornhisten im Tavetsch bis zu den weißleuchtenden Engadinerhäusern. Ich verzichte auf die Blitzreise über alle Berge und halte mich allein ans Engadinerhaus, ja ich beginne mit der unwissenschaftlichen Behauptung, daß es der merkwürdigste und der schönste unter den vielen lokalen Haustypen Graubündens sei, so wie mir die deutsche Fremdsprache im Munde der Rätoromanen als der wohl lautendste schweizerdeutsche Dialekt erscheint.

Es ist schon oft mit Recht festgestellt worden, daß das Engadinerhaus als etwas ganz Besonderes, nicht Vergleichbares herausfalle aus der bündnerischen Hauslandschaft, ja aus dem ganzen inneralpinen Bereich, dem das Engadin sonst wirtschaftlich und kulturgeographisch zugehört.

Wo, außer im Engadin, fände man in der Tat diese mächtigen weißgekalkten Steinblöcke, die vom vertrauten warmen Braun alpiner Holzhäuser ebenso abstechen wie vom ungetünchten Trockenmauerwerk tessinischer oder südalpiner Hauslandschaften. Nicht nur die steinerne Weiße, auch die Größe dieser Bergbauernhäuser fällt auf. Sie erklärt sich daraus, daß das Engadinerhaus alle Wirtschafts- und Nebengebäude verschluckt hat, die beim inneralpinen Streuhof vom Wohnhaus getrennt und über die Dorfflur versprengt sind. Stall, Scheunen, Getreidestadel, Dreschtemne, Speicher, alles wurde ins Haus hineingenommen und hinter Mauern geborgen wie in einer belagerten Festung. In der Tat würden die dicken Mauern mit Fenstern wie Schießcharten einen durchaus abweisenden Eindruck ma-

chen, wenn nicht das freundliche Weiß der verputzten Wände wäre, dessen blendende Helle gebrochen ist durch den so sicher und diskret angebrachten Sgraffitoschmuck, der wiederum als eine Engadiner Eigentümlichkeit erscheint. Wie sollte man sich angesichts dieser auffälligen Merkmale wundern, wenn nicht nur fremde Reisende und Engadiner selber, sondern auch ein bedeutender Hausforscher wie Brockmann im Engadinerhaus etwas Autochthones, völlig Bodenständiges und Uraltes vermuteten. Brockmann dachte bei der in Stein gewölbten «chaminada» und der «cha da fö» an die primitiven steinernen Kuppelbauten im benachbarten Puschlav, die den italienischen Trulli entsprechen.

In schärfstem Gegensatz zu einer solchen sozusagen prähistorischen Herleitung des Engadinerhauses muß es heute als aktenmäßig belegbare Tatsache gelten, daß die auffallende und stattliche Hausform dieses Tales eine verhältnismäßig junge Schöpfung des 17. Jahrhunderts ist. Früher fügte sich, gleich wie im ganzen inneralpinen Gebiet von Savoyen bis in die Ostalpen, an die gemauerte Küche die in Blockwerk gezimmerte Stube. Daß die Engadinerdörfer im 16. Jahrhundert, abgesehen von den gimignanohaften Steintürmen der Aristokratie, hölzerne Blockwerkfassaden zeigten, schildert ein von Poeschel veröffentlichter Reisebericht eines venezianischen Diplomaten. Nach den großen Kriegszerstörungen von 1622, durch die manche Engadiner Dörfer erneut, wie schon 1499, von Feuer völlig zerstört wurden, setzte sich beim planmäßigen Wiederaufbau die neue Bauweise durch. Die verstreuten Weiler schlossen sich zu engen Dörfern zusammen, die Häuser in der Straßenenge wurden mit den Ställen zusammengebaut und verwachsen, vor allem durch eine aus feuerpolizeilichen Gründen geforderte Ummauerung, zur *Einheit*, zu jener Einheit des heutigen Mauerblocks, der in seinem Innern noch manche Spuren seiner früheren Gestalt bewahrt hat: Bei alten Häusern findet sich unter dem Mauermantel noch durchwegs das hölzerne Blockwerk der Stubenwand. Der gewaltige Hausgang aber, der Sulèr, ist hervorgegangen aus einem offenen Hof im Winkel zwischen dem zusammengeschobenen Wohn- und Wirtschaftstrakt, der durch Ummauerung nachträglich ins Haus einbezogen wurde. Die Bezeichnungen «sulèr» aus «solarium», und «pierten» aus «porticus», mögen als sprachliche Zeugnisse für die Entwicklungsgeschichte des gewal-

tigen Engadiner Hausgangs gelten. Aus der merkwürdigen Herkunft des Sulërs erklärt sich auch die Ungereimtheit, daß im Engadin der Heuwagen durchs Innere des Hauses an der Stuben- und Küchentüre vorbei in die Scheune fährt, und daß im untern Stock vor den Kellertüren, im Innern des Hauses also, der Misthaufen liegt.

Auswanderung und Kriegsereignisse bestimmten mit den Naturgegebenheiten zusammen die Entwicklung des Engadinerhauses, die in ihrem Ablauf und vor allem auch in ihren kulturellen Triebkräften noch weitgehend unerforscht ist. Vielversprechende Ansätze bietet die schöne Monographie von Architekt J. U. Könz, dem verdienten Restaurator von Guarda.

Es genügt hier, angedeutet zu haben, daß diese Hausform, die uns heute so absolut harmonisch wie eine Pflanze mit der Landschaft verwachsen scheint, eine verhältnismäßig junge Schöpfung ist, dazu eine Schöpfung, in der sich fremde Einflüsse bunt gemischt haben.

Die Eigenart des Engadinerhauses erweist sich geschichtlich betrachtet nicht als etwas ausschließlich und unveränderlich in einem Raum Konserviertes, sondern als die Wirkung einer kulturellen Kraft, der Kraft Neues und Fremdes sich innerlich zu eigen zu machen, ohne sich selber aufzugeben. So entsteht aus der *Verschmelzung des Übernommenen mit dem Hergebrachten* eine Neuschöpfung, die nicht ein Fremdkörper bleibt, sondern Teil und Ausdruck der Eigenart wird.

Für die bündnerische *Offenheit* gibt es kein besseres Beispiel als das Engadinerhaus. Der Sgraffito, um damit zu beginnen, wurde zum spezifischen Merkmal der weissgetünchten Häuser. Die Motive haben Einheimische aus freier Hand mit dem Stichel in den frischen Verputz geschnitten, und bis zum Innsand mit seiner besonderen Körnung und Tönung erscheint alles als bodenständig. Und doch stand am Anfang dieser wirklich eigenartigen, als echte Volkskunst zu bezeichnenden Kratzputzornamentierung die Schablone, die schematische Übernahme von Renaissancemotiven, der Kunstarchitektur in Italien. Der italienische Palazzo, den die Auswanderer kennen gelernt hatten, gab das Vorbild. Erst im 17. und 18. Jahrhundert hat sich aus der von außen übernommenen Technik und den fremden Motiven der blühende Bauernbarock entwickelt – ein Bauernbarock, in typisch protestantischer Dämpfung –, welcher dem Engadiner Sgraffito seine eigene Form gegeben hat, allerdings auch da

wieder mit Motiven, die aus der Fremde, diesmal aus dem Norden übernommen wurden, nämlich den im 17. Jahrhundert modisch gewordenen Tulpen und Nelken. Diese wurden nicht nur ornamental, sondern auch als Zierpflanze des Fensterbretts – «Engadinernelken», «Bündner Nägeli» – völlig angeeignet.

Am stärksten sind in der älteren engadinischen Volkskultur, wenn man sie unter dem Gesichtspunkt der Offenheit betrachtet, zweifellos die Einflüsse vom *Osten*, was übereinstimmt mit der doch immer wieder bemerkenswerten Tatsache, daß das umstrittene Wasser des Inn ins Schwarze Meer fließt und daß das alte Bistum Chur über die Landesgrenze hinaus weit nach Osten griff. Auf Schritt und Tritt findet man im Engadin, besonders im Unterengadin, die Werke der Tiroler Zimmerleute in der Inneneinrichtung der Häuser und am Dachgespärre, das durchaus südtirolische Formen aufweist. Im Tirol hat das eigenartige Engadinerhaus überhaupt seine nächsten Verwandten.

Und doch gibt es zwischen Tirol und dem Engadin nicht nur eine politische Grenze, sondern den tiefgreifenden konfessionellen Unterschied. Erst wenn man in Tarasp ein Engadinerhaus mit einem Kruzifix davor sieht, spürt man, daß sich hier zwei verschiedene Welten begegnen; andererseits hat im Kirchenbau von Ardez der Barock seine protestantische Form gefunden und das Engadinerhaus überhaupt – nicht nur in seinen Bibelsprüchen an den Hauswänden und in seiner bilderscheuen Ornamentik – ist vom protestantischen Geist durchdrungen, lebt aus jenem Impuls, den Engadiner Bibelübersetzer, Prädikanten und Humanisten einer weiteren Umwelt vermittelten. Hier haben wir die hinter der äußeren objektivierten Eigenart wirkenden *Triebkräfte* berührt, die eigentlichen Kulturdominanten, die als geistige Überzeugungen und Glaubensmächte und über den Dingen stehen.

Und von hier aus fällt der Blick vom Engadin und von seinen südlichen und östlichen Nachbarn zurück auf den gesamten bündnerischen Raum. Es wäre reizvoll, beim anschaulichen Beispiel des Hauses bleibend, die aktiven Ausstrahlungen der engadinischen Hausform, die nicht ohne den engadinischen Geist möglich sind, nach Norden, etwa in die walserisch deutschsprachigen Kolonien Avers und Davos zu verfolgen, wo man ausgesprochen engadinisch geprägte Häuser mit Mauermantel und Sgraffiti findet. Dazu sei nur kurz ge-

sagt: Es gibt kein «Walserhaus» und kein «Rätoromanenhaus». Die kulturelle Symbiose, die gegenseitige Angleichung von altromanischen Bündnern und Neusiedlern, hat trotz des auffallenden Festhaltens an der Sprache gewirkt: Die Siedlungsweise und der Hausbau der eingewanderten Walser wurden durch die veränderte Umwelt und durch das Zusammenleben mit den Rätoromanen gewandelt und geprägt. Ohne ihre hergebrachte Besonderheit ganz aufzugeben, haben sich die Walser dem bündnerischen Raum, seinen natürlichen Gegebenheiten und seinen kulturellen Dominanten angepaßt. Das Gesamtbündnerische jedoch drängt nicht zur Unifizierung, weder im kulturellen, noch im sprachlichen, noch im konfessionellen, noch im politischen Bereich, sondern es besteht im harmonischen Gleichgewicht der Teile.

Zur Rechtfertigung und zur Sinngebung dieses nicht immer leicht zu bewahrenden Gleichgewichts der Teile und der Gegensätze – der «Mannigfaltigkeit in der Einheit» – mag noch ein drittes und letztes Beispiel beitragen, das ich aus dem Gebiet der bündnerischen *Volksliedforschung* herausgreife.

Nicht nur der verständnislose Fremde sondern gerade der Bündner hält sich gelegentlich darüber auf, daß ein Kanton, der nur gut einen Viertel der Einwohnerzahl der Stadt Zürich aufweist, Schulbücher in sieben verschiedenen Sprachen und in sieben verschiedenen Bearbeitungen benötigt, nämlich in Deutsch, in Italienisch und in fünf rätoromanischen Regionalsprachen. Das ist nicht nur kostspielig, sondern es mag auch als eine Zersplitterung geistiger Kräfte erscheinen.

Die Tatsache der Vielsprachigkeit bleibe hier unberührt. Sie ist für uns einfach ein Aspekt der Vielgestaltigkeit. Wir wollen jedoch den Zweckmäßigkeitsüberlegungen, welche sagen: Wozu so viele Sprachen oder Dialekte? ein klingendes Argument gegenüberstellen, nämlich die «Lieder der Consolaziun dell'olma devoziusa», welche 1945 als Band 1 und 2 der «Rätoromanischen Volkslieder» von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde in einer großen wissenschaftlichen Ausgabe veröffentlicht wurden. Dieser «Trost der frommen Seele» ist ein katholisches, 1690 erstmals in Disentis erschienenenes geistliches Liederbuch, in dem nur die Liedertexte gedruckt sind. Zu diesen 100 Liedertexten wurden bis in die Gegenwart Melodien, die

von Dorf zu Dorf verschieden waren, *mündlich* überliefert. Seit dem Ende des letzten Jahrhunderts verdrängte die vereinheitlichende liturgisch Reformbewegung diese volkstümlichen Lieder allmählich aus dem Gottesdienst. Trotzdem konnten die Sammler in den letzten beiden Jahrzehnten noch 2000 Melodien zu den 100 Consolaziuntexten bei ältern Sängern, häufig Kirchenvorsängern, aufzeichnen. Unter diese 2000 Melodien schwimmt fast alles mit, was die Jahrhunderte gebracht haben, von modernen Allerweltsmelodien zum Teil ganz ungeistlicher Art bis zurück zu den mittelalterlichen Kirchentönen, zu dorischen, lydischen, äolischen Weisen, höchst altertümlich, linear, das heißt auf akkordliche Zusammenklänge verzichtend, zum Teil noch unberührt vom Einfluß der Dur- und Molltonarten. Die Fülle sowohl, wie die Altertümlichkeit und die Kostbarkeit dieser Melodien ist einzigartig. In der Schweiz findet man Ähnliches charakteristischerweise nur bei alten Anniviardensängern, die aus den «Cantiques de l'âme dévote» von 1678 singen, in einem jener Täler also, das in seiner sprachlichen und kulturellen Kleinräumigkeit und Eigenständigkeit bündnerischen Verhältnissen entspricht.

Wir wollen hier keine quantitative Rechnung zu machen versuchen, in der wir die Fülle und den Wert der Melodien, deren Überlieferungsträger nicht mehr als 10 000 oder 20 000 Rätoromanen sind, in Beziehung setzen zu dem, was Hunderttausende in den Großstätten an überliefertem Erbgut in sich tragen. Ein solches Vergleichen wäre unrichtig und ungerecht. Wir wollen an dem durch die Publikation des vorzüglichen Melodienkatalogs nahegelegten Beispiel einfach zeigen, was in diesen Tälern noch vorhanden ist, und *warum* es noch vorhanden ist und daß es nicht mehr vorhanden wäre, wenn die sprachliche und die kulturelle Unifizierung gefördert oder vollzogen würde.

Warum konnte sich eine solche Fülle und Kostbarkeit an volkstümlichem geistigem Erbgut in diesen Tälern bis in die Neuzeit erhalten? Die auf den Grund gehende Antwort finden wir m. E. nur, wenn wir an die fortwirkende kulturelle Selbständigkeit der einzelnen unter sich verschiedenen Talschaften und Gemeinden denken, an das Gemeinschaftsleben und Gemeinschaftsbewußtsein, das die kleinsten Teile des Gemeinwesens, die Gemeinden, zusammenhält. Die anerkannte Einsicht, daß sich eine lebensvolle Demokratie von der politischen Gemeinde und der Gemeindeautonomie her aufbauen muß,

gilt noch mehr für das kulturelle Gebiet. Ohne lebende Zellen kein lebendes Ganzes. Die Stärke des Ganzen beruht in der Stärke der Teile. Geistiges Leben, weder im Sinne von individueller Leistung noch im Sinne von Massenbildung, sondern im Sinne einer traditions-gesicherten Volkskultur, hat seinen besten Boden in der überschau-baren, als lokale Gemeinschaft erlebbaren Gemeinde. In ihr werden die geistigen Kräfte und Bedürfnisse des Einzelnen, selbst des Unbegabten, so beansprucht und genährt, wie es im kulturellen Großraum und erst recht in der Masse nie möglich ist, so wie aus liebevoll gepflegten Gartenbeeten ein an Arten, aber auch an Lebens- und Gebrauchswert reicherer Ertrag gewonnen werden kann, als aus einer arrondierten Ackerfläche mit rentabler Monokultur.

Wir sind uns bewußt, daß ein föderalistisches Manifest nicht nur im politischen, sondern auch im kulturellen Bereich völlig unzeitgemäß geworden ist, in einer Zeit, da alles zur Ballung der Kräfte und Mächte, zur Gleichrichtung, ja zur Gleichschaltung der Bestrebungen führt. Auch auf dem Acker der Volksbildung ist eine gewisse Unifizierung und Nivellierung unvermeidlich und zeitgemäß. Man wird sich in-dessen nicht scheuen dürfen, in diesem Sinne unzeitgemäß zu sein und weiterhin den Wert des räumlich Kleinen, das geistig groß und mensch-lich reich sein kann, hochzuhalten, sonst verleugnet man das Wesen der Schweiz, das auch in dieser Hinsicht in Graubünden seinen ge-drängten Ausdruck gefunden hat.

Wo ist ein Kanton mit einer räumlich so vielfältigen Struktur – etwa im Gegensatz zum ebenfalls inneralpinen, aber in Tal und Bistum einheitlichen Wallis –, mit einem politischen Föderalismus, der die alten Gerichtsgemeinden noch immer in den neuen Kreis-landsgemeinden weiterleben läßt, deren jede institutionell von der andern verschieden ist, die Cumin della Cadi in Disentis, die Unter-engadiner Mastralia, eine Prätigauer oder Schanfigger Bsatzig. Und die politischen Äußerungen der Selbständigkeit der alten Bezirke und Gemeinden, sind ja nicht bloß eine organisatorische Merkwürdigkeit oder ein historisches Theater. Vielmehr lebt in ihnen und durch sie noch immer die Kraft der örtlichen Gemeinschaft, welche am Her-gebrachten festhält, weil es ihr Eigenes ist. Das *Alte* wird als *eigen* aner-kannt und bewahrt, und umgekehrt hat die Eigenart einer Gemeinde ihre Grundlagen im Herkommen.

Das *Alte*, das Altertümliche und Kostbare, gehört ebenso sehr zum kulturellen Gepräge Graubündens wie die Fülle und Vielfalt. Den karolingischen Kirchenbauten mit drei Apsiden, wie in Müstair und in Misteil, die man als bauliche Monumente beiziehen möchte, läßt sich auch aus unserem Bereich des Volksliedes ein Zeugnis an die Seite stellen, dem sein erster Erforscher, Christianus Caminada, zum mindesten ein ähnliches Alter von rund 1000 Jahren zuschreibt. Es ist das Lied von der Heiligen Margaretha, «la canzun de Sontga Margriata». Niemand wird sich dem Eindruck des einfachen, großartigen Rezitativs und des eindringlichen Wechselgesanges zwischen dem Hirtenbuben und der heiligen Fee entziehen können. Man fühlt sich verzaubert und unwillkürlich in zeitloses Altertum versetzt. Man blickt hinunter in die Tiefen der rätischen Geschichte und Überlieferung, denn hinter der Heiligen steht faßbar eine jener vorchristlichen mütterlichen Gottheiten, mit deren Auszug die Fruchtbarkeit schwindet. Alträtisches Heidentum, wie es Hercli Bertogg erforscht hat, lebt in diesem einzigartigen Lied in mittelalterlich christlicher Form, und bis heute bewahren die in den Volkssagen überlieferten Gestalten der Dialas, Violas, Uldaunas und Tschalareras, der Madrisa und des Alpmütterli, der Fänggen und der Wildmannli eine vorchristliche Glaubenswelt in seltener Altertümlichkeit und Fülle. Und wieviele Völkerschichten von Rätolirern, Etruskern, Ligurern bis zu ihren historischen Nachfolgern können oder müssen im Namenschatz des Rätischen Namenbuches vermutet und gedeutet werden.

In einer Welt, in welcher Aktualität, Mode und Tempo die Oberfläche beherrschen, ist es immer wieder ein bewegendes, ja erschütterndes Erlebnis auf einem Boden zu stehen, in ein Land zu kommen, wo die Gestalten der Vorzeit nicht nur in der Seelentiefe der Menschen fortleben, sondern oft auch aus ihren Gesichtern zu lesen, ja aus ihrem Munde zu hören sind, wo nicht nur in ungebrochener Tradition die geistigen Schichten vergangenen Lebens sich in der Seele verfestigt haben, sondern wo buchstäblich die Siedlungsschichten und Hausruinen von Jahrtausenden lückenlos übereinander liegen, wie die Grabungen von Emil Vogt bei Cazis das neuerdings zeigen.

Und doch wäre der Akzent unrichtig gesetzt, wenn wir mit der Betonung des Archaischen unsere Skizze bündnerischer Eigenart schließen wollten. Graubünden ist kein Museum. Graubünden lebt.



Als Bergland, als ein an industriellen Möglichkeiten armes Bergland, lebt es in der Krise, d. h. in der raschen Wandlung, die heute für das ganze alpine Gebiet, für Graubünden aber insbesondere charakteristisch ist. Stein-reich ist das Bergland. Der andere bisher unnütze Rohstoff, der reichlich vorhanden ist, das Wasser, hat in neuester Zeit unerwartet eine Goldquelle erschlossen. Wenn das Gold, das aus dem Wasser gezogen wird, sich nur nicht als Katzensgold erweist!

Neue Verdienstquellen sind für das Berggebiet und vor allem für Graubünden notwendig, wenn es nicht zum eidgenössischen Almosenempfänger werden soll. Der Bauer ist selbst in dem stadt- und industriefernen Bauernkanton schon zur Minderheit geworden. Der freie Bauer, der stolze «pur suveran», der das Bergland erschlossen, beherrscht und bewahrt hat, ist zum notleidenden Bergbauern geworden, der von Subventionen, Preisstützungsaktionen, Verbänden und Bürokratie abhängt. Wo ist da die «libra paupradad», die freie Armut geblieben?

Uns zivilisationssatten und doch immerfort nach dem sogenannten «schöneren Leben» strebenden Städtern würde es schlecht anstehen, dem Bergbauern Bedürfnislosigkeit und selbstloses Ausharren auf verlorenem Posten zu empfehlen. Und doch hoffen wir, ohne einer verklärenden Romantik zu verfallen, daß beim Bündner Bergbauern von heute noch etwas vorhanden sei von jener «libra paupradad», von der freien und freiwillig gewählten Armut und Mühsal, welche einst auch die Walsersiedler in die obersten Bergtäler hinaufsteigen ließ. Nur in dem harten Boden der Mühsal, der Entsagung, der Zivilisationsaskese, können die geistigen Wurzeln einer Kultur auf die Dauer gesund bleiben, nicht im Rennen nach dem höheren Lebensstandard.

In diesem Sinne mag uns Graubünden, das arme Bergland, durch seinen inneren Reichtum Vorbild bleiben, damit der Spruch recht behalte, der auf dem Kreuz am Oberalp steht:

E montibus salus.